

Die Neue Welt



Nr. 42

Illustriertes Unterhaltungsblatt

1918

Die Gerechtigkeit der Marianne Denier Erzählung von Ernst Zahn

(Fortsetzung)

Es war ein kurzer Abschied; aber Bohard und seinem Weibe wie Marianne wurde er nicht leicht. Sie machten wenig Worte. Ihre Gesichter zuckten nur, und ihre Hände lagen einen Augenblick heftig ineinander geklammert.

Marianne Denier hatte dann eine stille Hochzeitsreise. Sie und ihr Mann saßen einander gegenüber in dem Drittklasswagen. Denier lächelte einmal ihre Hand mit einer Art väterlicher Freundlichkeit. „Lebt geht es in eine neue Heimat,“ sagte er lächelnd.

Sie sah ihn gerade und fest an. „Ja,“ gab sie mit freier und starker Stimme zurüd.

Je näher sie dem Vierwaldstätter See kamen, um so einflussiger wurden sie. Denier, weil er es von Natur aus war, Marianne, weil die Landschaft, durch die sie fuhren, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ihr Herz klopte. Das Land baute sich immer gewaltiger vor ihren Blicken auf.

Sie war an das liebliche Bild der Heimat gewöhnt, und wie bei ihrem ersten Besuche wurde ihr der Atem eng, nun sie dieses neue, heiße Land betrachtete. Dabei war ihr, als ginge von der Gegend, die sie durch-

fuhren, eine geheime, auf den Menschen wirkende Kraft aus. Ihre Brust begann sich zu dehnen, und sie empfand eine frohe Ungeduld nach der Arbeit, die ihrer am Reiseziel wartete.

Der anfänglich helle Himmel überzog sich dann. Bald brach ein schwerer Regen nieder, der noch anhielt, als der Zug in Itzlielen hielt.

Denier blickte aus dem Wagenfenster. „Ich habe den Postwirt von Itzlielen anspannen heißen für uns,“ sagte er mit einer fröhlichen Wichtigkeit.

Im Aussteigen bemerkte Marianne einen Einspanner, der neben dem Stationsgebäude hielt. Er fiel ihr auf, weil das Pferd, ein starkes, schweres Tier, vom Zuge erschreckt,

sich bäumte und von mehreren Männern mit Mühe festgehalten wurde, während andere Leute das Fuhrwerk neugierig umstanden.

„Er hat ein nagelneues Gespann geschickt, der Postwirt,“ sagte Denier und lächelte befriedigt. Dann schritten sie auf den Wagen zu.

Das Pferd trug bunte Schleifen am Kopf. Der Fuhrknecht, ein junger, kräftiger Bursche, hatte einen Maizen an den Hut und einen solchen an die Brust gesteckt. Er grüßte lachend, als sie herantraten.

Denier reichte ihm die Hand und begrüßte auch einige der Umstehenden, die ihm bekannt waren. Er unterhielt sich mit ihnen und nannte Marianne ihre Namen. Es entstand ein namhaftes Aussehen, und Marianne wurde überall weidlich angestarrt.

„Das Pferd scheint mir unruhig,“ wendete sich dann Denier zu dem Fuhrknecht, indem er das Tier musterte.



„Ich werde ihm schon den Meister zeigen,“ entgegnete mit lachendem Prahlern der andere.

Marianne stand auf dem Trittbrett des Wagens. Im gleichen Augenblicke zog das aufgerregte Tier an.

Der Knecht schimpfte und bändigte es mühsam.

Marianne trat in die Straße zurück. Sie fürchtete sich nicht, aber sie sagte: „Sollen wir nicht lieber den kurzen Weg zu Fuß gehen? Das Pferd ist nicht zuverlässig.“

Vielleicht, daß Denier es nicht liebte, Aufsehen zu erregen oder daß er der Gassier überdrüssig war. „Nein, nein,“ sagte er und schob sie in den Wagen, „der Bursche versteht zu fahren. Knechtliche Dich nicht.“ Dann fuhren sie ab. Das Pferd lief

ruhig, nur die Ohren warf es hin und her, und manchmal schnaubte es auf. Einmal erschrak es vor einem Stein im Wege und tat einen Seitensprung. Denier neigte sich vor und beobachtete es, dann sprach er ein paar mahnende Worte zu dem Knechte und sah wieder ruhig. Sie kamen wohlbehalten durch das Dorf. Die Leute blickten ihnen aus Türen und Fenstern nach.

Der Regen hörte auf, aber ein schwerer Nebel von einem scharfen Winde gejagt, kam hinter dem Fuhrwerk her und verhüllte die Berge.

Marianne legte den Hut ab. Der Wind rief ihr kleine Haarlocken an Stirn und Schläfe auf, daß sie wehten. Ihr heller Schmelz leuchtete, während sie die verdüsterte Straße fuhren.

Nun näherten sie sich wieder der Bahnlinie. „Ein Zug steht dort,“ mahnte Denier den Knecht.

„Wir kommen noch hinüber,“ antwortete der. Dann fuhren sie mit einem wilden Ruck über das Geleise. Das Pferd erichat über das Voltieren der Räder. Der Knecht leuchtete und stuchte. Er hatte Mühe, das Tier zu halten. In diesem

Augenblick piff drüben schrill und durchdringend die Lokomotive des zur Abfahrt stehenden Zuges. Das Pferd fuhr zusammen, dann bäumte es sich, schlug aus und zerstückte die linke Deichsel. Und als es die zerstückte Stange fühlte, warf es sich wie rasend in die Stricke und schoß strahloormärs. Ein Stoß schleuderte den Knecht vom Bocke. Aber Denier suchte die Zügel zu erfassen. Er raffte sich auf. Als er jedoch die starken Lederriemen zu halten glaubte, sprang das Pferd zur Seite, und ein jäher Ruck warf die beiden Wageninsassen über den Bod hinaus nach vorn. Marianne wurde in einem Bogen in die neben der Straße liegende Matte geworfen. Denier verwickelte sich in die Zügel und schlug schwer auf die harte Straße. Und

Das Pferd war wie toll. Nun umging es den Bestürzten, vom Holz der Deichsel geschlagen. Nun schob es wieder vorwärts. Die Straße schien unter dem Stoße seiner Eisen zu ähzen. Der Wagen schlug um und zerschlug. Das Tier riß die Trümmer und den an den Riemen des Leiffes gefesselten ohnmächtigen Mann hinter sich her. Räder gehen über ihn hinweg, drängen ihn seitwärts und lassen ihn abermals. Der Rot der Straße hängt sich an ihn und Steine reißen ihm den Hochzeitsanzug in Fetzen vom Leibe. Endlich löst sich die lederne Schlinge. Die wilde Flucht des rasenden Tieres, des zerhauenen Fuhrwerks geht weiter. Ein dunkler, schwerer Körper bleibt in der Straße zurück: entstellt, zerschunden, gerothet. Eine Blutspur führt zu der Stelle. Eine Wache bückt sich, wo der Klumpen liegt, und der Boden saugt das Blut langsam ein. Wegs daher kam Marianne Denier. Sie war bleich, ihr Haar war gelblich, vom Fall aufgerissen und im Gehen vollends entflochten. Schwer hing es ihr auf dem breiten Rücken und die Achseln. Sie sah aus wie eine Frau aus einer frühen Vorzeit, als sie noch mit wallenden, ungepflegten Haaren gingen. Die Verwundung und die ungeheure Erregung des Augenblicks gaben ihr ein wildes Ansehen. Ein Stück hinter ihr folgte der Knecht hinfend, jammernd und fluchend. Von der entgegengesetzten Seite aber erschienen bald Leute, eilig, neugierig, durch das dorfeinklirrende Pferd zum Gedanken geweckt, daß ein Unglück geschehen sein müsse. Marianne Denier schritt aufrecht, mit starken Schritten, nur mit langsam schlenkernden Armen ihres Weges. Von weitem sah sie den dunklen Körper im Wege liegen. Sie war die erste, die ihn erreichte. Sie bog sich nieder. Sie froh bei dem Anblick. Sie sah in ein fürchterlich entstelltes Gesicht; aber der Berunglückte amete. Manahmal stöhnte er kurz. Marianne hatte seinen klaren Gedanken, sonst würde ihr aufgefallen sein, daß sich wohl etwas schmerzlich in sie hineinkratte: Mitleid um den Menschen, Schrecken, Verlangen zu helfen, ein Gefühl der Ohnmacht, aber daß ihr Herz nicht schrie ob des fürchterlichen Unglücks, das denjenigen traf, der seit heute ihr Mann war. Sonst würde es ihr aufgefallen sein, daß sie dieses Mannes bisher kaum recht geachtet, weil ihr Blick viel mehr auf die Umgebung, in die er sie führen sollte, gerichtet war als auf ihn selbst.

Die Leute näherten sich. Der Kutscher kam heran. Es hob ein Fragen, Schreien und Untersuchungen an. Da erinnerte sich Marianne an das, was ihr oblag. Sie schickte Burschen nach einer Bahre, einen Mann nach dem nächsten Arzt, den sie von ihnen erfragte. Während des Wartens wusch sie mit Wasser aus einem nahen Bach das Gesicht ihres Mannes.

Die Seedorfer erholten sich von ihrem Staunen über den Bewußtlosen und sein Mißgeschick und begannen die fremde Frau zu mustern, die ihnen jener hatte bringen wollen.

Nach einer Weile wurde die Bahre gebracht. Sie luden Denier auf, so sorglich sie es mit ihren herben Fäusten zuwege brachten. Dann setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Mit hängenden Köpfen, die Hüte in den Händen, als brächten sie einen

Toten, trugen die Männer den Berunglückten und schritten andere hinter ihm und der Frau. Der Tag wurde immer düsterer. Die Nebel jagten sich und sanken tiefer, bis sie nahe über den Boden huschten. Die Leute im Zuge bekamen feuchte Gesichter und schwarnasses Haar. Das war Marianne Deniers Hochzeitsreise.

Marianne stand an einem der Fenster der Wohnstube in dem hohen, grau ver-schindelten, grüne Laden und ein schwarzes Dach wogenden Hause ihres Mannes. Dieses Haus war an einen freien Platz gebaut, in dessen Mitte ein Brunnen war. Zwei Straßen führten an ihm vorbei, die eine dem See zu, die andere nach Altdorf. An der nach dem See hinbiegenden stand die große Scheune Deniers. Jenseits des Platzes erhob sich die Kirche, weiß, mit schlankem

Leben! Jost Denier war blind und ein Krüppel. Da gab es kein auf und ab! Der Leib war wüßig, nur der Geist hatte keinen ernststen Schaden gelitten. Das war das Ergebnis dieser drei Tage! Aber es war ein Ergebnis, ein Ende für Unklarheit und Verwirrung, Unruhe und Furcht. Die Zukunft war nicht mehr Nebel und Nacht, es war ein Weg, der hinausrief, und Marianne betrachtete ihn an diesem Tage von seinem Anfange an, Stück um Stück, soweit er zu sehen war.

Während sie nun sinnend aus dem Fenster schaute, wies sich ihr Blick bald von den Straßen, zog weiter, über das sich deh-nende schmucklose Dorf hin, und hob sich zu den Nebeln, hinter denen sie die Berge stehen wußte. Diese Nebel waren seit ihrem Einzug nicht gewichen. Schwere Regen waren niedergegangen, anfänglich warm, dann immer kälter. Heute kam Bewegung in die Schwaden. Der Regen hatte aufgehört, und die grauen Wollen rissen in der Höhe. Allmählich tauchte, vom Neuschnee leuchtend, ein Berg nach dem andern hervor. Hoch, scheinbar durch nichts mit dem Tale verbunden und von seltsamen und geheimnisvollen Lichtern überloht, standen sie da. Marianne starrte wie in einem Bann hinüber. Erst als die Wohnstübentür ging und eine Magd, eine Tasse Milch in Händen tragend, eintrat, wendete sie sich vom Fenster hinweg. Ihr Blick gewann rasch die anfängliche Schärfe zurück. Sie achtete auf die Einzelheiten der Stube, in der sie nun schon zwei Tage wie im Traum aus und ein gegangen, und betrachtete die eben eingetretene Magd näher, mit der sie seit ihrem Hiersein das und jenes gesprochen, ohne zu fühlen, mit wem sie das tat, und ganz noch von dem befangen, was sich an ihrem Hochzeitsstage ereignet hatte. Die Stube war weit von derjenigen verschieden, in der sie dahelmal gehaust hatte. Jene war freundlich, fast schmuckgewesen, diese war leer und derb. An den gelben Holzwänden der letzteren hingen unregelmäßig verstreut ein paar unschöne gedruckte Heiligenbilder. In der Mitte stand herrlich und plump ein ovaler eichener Tisch mit vier schweren Füßen. Etwas Eigensinniges war an dem ungefügen Möbelstück, es war wie der König zu dem übrigen Gerät; den harten steifen Stühlen, der krumm hängenden schwarzen Uhr und dem weit vorstehenden graugrünen Ofen, auf dessen breiter Platte die ganzen Hausbewohner sich ausstrecken konnten.

Die Magd wollte in das Zimmer treten, in dem Denier lag, als Mariannes Blick sie erreichte. „Gehst Du ungeläutet herum, Heinrika?“ fragte diese.

Das schmalbrüstige Mädchen stand still und wendete sich um. Ihr farbloses Gesicht, mit den Schatten unter den Augen, rötete sich nicht, nur am Halse und ganz tief am Rande der Wange war eine kleine Bewegung des Blutes, die verriet, daß sie sich schämte.

„Ich bin zu spät erwacht,“ entschuldigte sie sich. Mit der freien Hand strich sie unwillkürlich das schwarze Haar, das in Fetzen ihr ins Gesicht fiel, zurück. Ihre braunen Augen, die den verschwommenen Zügen jugendlichen Liebreiz gaben, hatten einen halb scheuen, halb störrigen Ausdruck.

Zukunft

Fahr' auf aus Gram und Finsternis,
es kommt ein Morgen froh und bunt,
der ruft ein tönendes: Vergiß!
auch Dir mit hellem Glockenmund!

Der pflegt die Gärtlein wieder zart,
in denen wir spazieren gehn!
Wir haben lang und bang geharrt:
Mein Lieb, die Welt wird wieder schön!

Die Hand wird wieder mild und gut
und ruht auf deinem lieben Haar!
O, dann versinkt der Jahre Wut!
Und über Grauen blüht: Es war!

Laß Jahr und Wunde noch vergehn!
Nur pfleg' das Blümlein Liebe sein!
Dann wird, wenn Licht und Leben auferstehn,
das Glück in uns lebendig sein!

Hans Sachsman.

Turm, einer von Kletterreben umwachsenen Rundmauer und einem freundlichen Friedhof. Marianne Denier sah das alles nicht zum ersten Male seit ihrem Einzug; aber zum ersten Male kam sie dazu, zu erfassen, was sie sah: da drüben die Kirche! Dort der Stall! Hier die Straßen, eine dahin, eine dorthin laufend!

Mariannes Haar war festgesteckt. Sie trug ein braunes Kleid von rauhem Stoff, ohne Firtelanzug, mit kurzer Jacke und weit hinauf gebundenem Rock. Die Jacke sah prall an Armen und Busen. Eine kattunene Schürze war um die Hüfte gelegt. An der ganzen Erscheinung war etwas Sauberes, Besorgtes und Ruhiges. An diesem Morgen hatte Marianne zum erstenmal Ruhe, sich umzusehen, wo sie war. Sie tat es mit ruhigem und klarem Blick, mit einem Wesen, das mit ihrer äußeren Erscheinung im Einklang war, und begann damit, daß sie die nächste Umgebung des Hauses musterte. Es war heute der dritte Tag seit ihrer Ankunft. In der Kammer, die an die Wohnstube stieß, wo die weißen Betten und die weißen Vorhänge waren, lag Denier, der in einem Augenblick verwüstete Mensch, und in dieser Nacht hatte sein Stöhnen aufgehört. Am Abend vorher hatten die Ärzte, deren zwei gekommen waren, erklärt, der Berunglückte würde leben, aber ein böses

Marianne trat auf sie zu und nahm ihr die Tasse ab. „Ich trage sie selbst hinein,“ sagte sie. „Bring Dich in Ordnung.“

Die Heinrika entfernte sich schweigend. Marianne aber trat in die Nebenkammer. Diese war freundlicher als die Wohnstube. Das tannene Gerat war neu, und die weißen Bezüge der zwei nebeneinander stehenden Betten wie die Vorhänge brachten eine schöne Helligkeit hinein. In dem einen der Betten lag Denier reglos. Es war nichts von ihm zu sehen; denn der Kopf war mit weißen Binden ganz umwunden, und die Arme, von denen der rechte gebrochen war, lagen unter der Decke.

Marianne trat zu ihm, und als sie auf ihn nieder sah, schauderte sie. Es war nicht zu glauben, daß dieser hilflose Leib demselben starken Menschen angehörte, der sie vor wenigen Tagen aus dem väterlichen Hause geholt hatte.

„Bist Du's?“ lallte der Kranke, die Worte waren kaum verständlich; denn die Sprache kam ihm langsam zurück. Würde vielleicht nie mehr die frühere Deutlichkeit gewinnen, wie der Arzt sagte.

„Ich bringe die Milch,“ gab sie Bescheid. Da öffnete er den Mund, und sie begann, ihm Löffel um Löffel die Milch einzugieken. Einmal lallte er wieder ein paar Worte. Es war, als ob er sagte, daß ihm kein Glied ganz sei. Plötzlich brach er in ein fürchterliches Schluchzen aus. Marianne lekte die Tasse belletzte und bog sich zu ihm nieder, die Qual, die aus ihm schrie, erschütterte sie so, daß auch ihr die Tränen kamen. „Sei ruhig,“ sagte sie mit engem Atem, „wir müssen lernen, es geduldig zu tragen.“

Das Schluchzen nahm nach einer Weile

ab und verlor sich. Denier lag wieder reglos. Dann schlief er vor Schwäche ein.

Von seinem Bett hinweg fuhr Marianne dann fort, sich in ihrer neuen Umgebung umzusehen. Das Haus war groß und hatte viele leere Räume. Sie besah es vom Boden bis zum Keller. Unterwegs traf sie die Heinrika, die sich ordentlich trug. Sie sandte sie in die Wohnstube hinaus, damit sie in der Nähe sei, falls der Kranke eines Dienstes bedürfe. Sie selber ging mit sicherer Bewußtheit ihres Weges. Sie fühlte, daß sie die Zügel des Hauswesens in die Hand nehmen mußte, und wollte heute wissen, wo sie regierte. In der Küche traf sie auf die Köchin Aloisia. Die war dabei gewesen, als sie mit Denier ins Haus gekommen

(Fortsetzung folgt)

Allerlei Schulfürsorge

Die kindliche Faulheit hat verschiedene Ursachen. Sie ist eine Erscheinung, welche beim Kinde eines der größten Hindernisse für eine regelmäßige Erziehung bildet. Das, was man aber mit „Faulheit“ bezeichnet, kann seinem Wesen wie seiner Ursache noch so verschiedenartig sein, stellt so stark von einander abweichende Arten in der Veränderung und Störung der kindlichen Betätigungsweise dar, daß man eigentlich diese verschiedenen Formen der kindlichen Faulheit auch mit verschiedenen Namen bezeichnen müßte. Manchmal beziehen sich näm-

ein Kind aus Ermüdung faul, entweder übersteigt das ihm auferlegte Schulpensum seinen Vorrat an Kräften, oder die in der Familie angewandte körperliche und erzieherische Behandlung ist unvernünftig oder vollkommen verfehrt. Manchmal ist das Kind des Abends zu viel oder zu spät, der Schlaf ist infolgedessen aufgeregter und bringt für den nächsten Tag keine Erholung. Manchmal geht das Kind zu spät schlafen, nachdem es den Eltern oder älteren Geschwistern als Spielzeug gedient, oder gar an den Abendesslichkeiten der Erwachsenen teilgenommen hat. Die Folge davon sind aufregende Träume, Alpträumen und ungenügende Ruhe. In den Kreisen, wo Elend,

Unwissenheit und Abwesenheit der Eltern vorherrschen, sind gesundheitliche und sittliche Störungen die Ursache der Faulheit. Andere Kinder müssen wieder oft bis spät in die Nacht arbeiten und sind dann am folgenden Tage leistungsunfähig. Außerdem müssen sie oft noch in schlecht gestützten Zimmern schlafen, die für die Anzahl der darin hauenden Personen viel zu klein sind; hinzu kommt dann noch der schwächende Einfluß einer schlechten und unregelmäßigen Ernährung, der Mangel an Gesundheitspflege überhaupt und schließlich ganz besonders das Beispiel der Faulheit. Arbeitscheu usw. durch Erwachsene. Neben diesen Ursachen gibt es auch solche, die mit Störungen des ganzen Organismus oder der leitenden Funktionen der verschiedenen Tätigkeiten innig verbunden sind. Am häufigsten zeigt sich die Faulheit bei einem geschwächten oder gar frankten Wejen, so besonders auch bei Ernährungsstörungen. Ferner ist hinzuweisen auf nervöse Leiden als einer Ursache zur Verlangsamung der Denk- und Willensfunktionen, die wir wie die Hysterie, die Melancholie usw. als psychische Erkrankungen bezeichnen, und auf

gewisse Arten der geistigen Schwäche (Beschränktheit, bloßer Sinn) oder gar bestimmte Formen des Wahnsinns, die alle letzten Endes auf gewisse Störungen der normalen Hirnfunktion beruhen.

Die Beziehungen zwischen Kopgröße und Intelligenz bei Schulkindern sind neuerdings eingehend untersucht worden. Der Wormser Arzt Wapenthal hat durch zahlreiche Messungen, die er an Köpfen von Schulkindern anstellte, ein sehr wertvolles Material geschaffen, das uns nicht nur gestattet, die schon seit langem in der Wissenschaft diskutierte Frage nach den Beziehungen zwischen Schädelumfang und Intelligenz ganz allgemein mit einer Bejahung der Existenz solcher Beziehungen zu beantworten, sondern auch schon erlaubt, einige prinzipielle Gesetzmäßigkeiten für diese Be-



Karl Waller: Landwehrranal

(Bezeichnung aus dem Kalender: „Kunst und Leben“.
Verlag Fritz Heyder, Berlin-Weißensee)

lich diese Veränderungen nur auf einen Teil, manchmal jedoch auf das Ganze der kindlichen Tätigkeit. So kann z. B. ein Kind nur während der Schulstunden faul sein, d. h. sich gleichgültig, interesselos oder langsam im Denken während des Unterrichts zeigen, dagegen ist es Feuer und Flamme beim Spiel unter seinesgleichen. Der Erwachsene ist nun immer gern geneigt, die Ursachen für die kindliche Faulheit in einem bösen Willen des Kindes zu suchen. Oft aber sind äußere Umstände oder innere Veränderungen (Krankheiten) die Ursache der sogenannten Faulheit. Die Faulheit ist also durch physiologische Faktoren bestimmt. Immer ist sie z. B. eine Folge von vorübergehender oder dauernder körperlicher oder geistiger Ermüdung; nur längere Ruhe allein kann zur Abstellung des Übels führen. Defier als man glaubt, ist

